Jorinde, die Siebzehnjährige [Fortsetzung]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 18

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-636564

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 18 - 27. Jahrgang Verlag: Berner Woche, Bern 1. Mai 1937

Lieder vom Tode

Von Hugo Marti
20. April 1937

Der auf dich wartet, kennt dich lange schon,
Und ist um dich in deinen stillsten Stunden ,
In deinem Lachen und in deinen Wunden,
Und schreitet deinen Schritt und ist gebunden

In deines Blutes roten Zauberringen.
Er spricht in deiner eignen Stimme Ton.
Und wenn er singt, so wirst du ihn erkennen,
Und wirst ihn Bruder und Geliebten nennen,
Denn deines Herzens letzte Wünsche brennen
In dem Gesang, den seine Lippen singen.

Denn er ist groß und gütig wie die Nacht,
Die alles Wirrsal schlichtet und versöhnt
Und mit der Ruhe rundem Reife krönt
Den Sieger und Besiegten in der Schlacht.

Im stillen Glanz der Glut, die er entfacht,
Zerspringt die Fessel, fällt das Pilgerkleid,
Und strahlend wächst das Herz. Denn alles Leid
Zu lösen hat er königliche Macht.

Das ist der Tod. Und stärker als das Leben
Wird er an seine junge Brust dich heben
Und wird dich lieben als sein eigen Kind.
Und was in Trauer du ihm hingegeben,
Wird unter seinen Händen leis erbeben
Wie Knospen, die nun reif geworden sind.

(Aus: „Der Kelch", Gedichte. Rheinverlag Basel 1925).

JORINDE, die Siebzehnjährige

Roman von LISA WENGER

Jorinde fiel in ihr Kissen zurück. Ein ganz bestimmtes Vorgefühl, daß May auf dem Wege ins Unglück sei, überkam sie, und ihr Herz wurde mit Mitleid und Sorge schwer beladen. Sie ist ein Kind, sie weiß nichts von der Welt. Ohne Papiere will sie heiraten! Das weiß ja ein Schneck, daß das nicht möglich ist. Ich mag den Brief von diesem Engelbrecht — was für ein Name — gar nicht lesen. So eine Schnörkelschrift! Das J bei Jorinde sieht aus wie ein Lasso, mit dem er mich fangen will. Ich komme mir vor wie Mays Großmutter — Perkeo hat vieles mit mir besprochen, das er Lebenslehre nannte, daher kommt es —. Und da unten auf dem Briefumschlag ist ein Schlirgg, das paßt sich auch nicht für einen Bettelbrief. Oder vielleicht gerade doch. Ein guter Kaufmann würde einen solchen Brief gar nicht fortschicken. Jo öffnete ihn langsam, als enthielte er ein explodierendes Geschoß. Sie las: Hochverehrte und edle Freundin meiner süßen May: Mitten aus unendlichem Glück reckt der Alltag mit seiner Nüchternheit seine Arme nach uns aus. Gleich einem schwarzen Schleier legt sich die drohende Mittellosigkeit über unsere Sonnentage, die kein böser Gedanke trübte. Seien Sie gütig und barmherzig und erfüllen Sie Mays Wunsch. Stehen Sie uns in dieser augenblicklichen Not bei, als die großherzige und treue Freundin, die Sie sind. Das süße, herzige Kind weiß so wenig von den Bedürfnissen des Lebens, daß sie den Inhalt ihres Sparheftes und etwas Schmuck als genügend erachtete, um den Unterhalt von zwei erwachsenen Menschen zu decken. Dieser rührende Irrtum rächt sich nun. Wir sind mit unsern Mitteln am Ende. Meine übergroße Liebe zu May wächst ins Unendliche, das liebesfähige und liebenswerte Geschöpf füllt meine Tage mit Glück, und ich suche sie ihr durch die Liebe eines Mannes zu vergelten, der Liebe kennt und weiß, was Treue ist. Helfen Sie uns, teures Mädchen. Wir werden bald imstande sein,

Ihnen zehnfach zurückzuzahlen, was Sie uns schicken werden. Darf ich Sie um zweihundert Franken bitten? Wenn Sie gewillt und imstande sind, hundert Franken mehr zu schicken, so erfüllen Sie das Herz eines Freundes mit unendlicher Dankbarkeit. May trage ich auf den Händen, des können Sie versichert sein. (Adresse: Johann Gert, Schaffner, Lörrach, Baden.) Ihr in Ewigkeit dankbarer Engelbrecht Kargetzy.

Jorinde lachte auf, verächtlich. Engelbrecht Kargetzy! Mehr fiel ihr augenblicklich nicht ein. Sie betrachtete den Brief noch einmal. Die arme May. Das ist ein ganz verlogener Mann und Kerl, und blöde dazu. Der schreibt ja wie ein Liebesbriefsteller. Der ist ja nicht einmal fähig, so einen geschwollenen Brief selber zu fabrizieren. Und Geld will er! Hat Mays Ersparnisse mitgenommen, der Lump. Und jetzt? Schicke ich ihnen kein Geld, so holt der Wirt die Polizei, und schicke ich Geld, gerate ich bei Mays Eltern in ein ganz falsches Licht. Die denken dann, ich hätte May bei dieser ganzen Sache geholfen, und beschuldigen mich ... Soll ich ihnen schreiben? Das kann ich doch nicht so gehen lassen. So ein Kerl! Jo sprang plötzlich aus dem Bett. Ich muß aufstehen. So im Liegen kann man keine Beschlüsse fassen. Fieber habe ich ja seit gestern keines mehr. Sie schwankte noch etwas, ging langsam hin und her, setzte sich ans Fenster und nahm ihre Decke um sich. Claudias Brief hatte sie neben sich auf den Sims gelegt. Sie griff darnach. Ach, Mamas Brief, da kann ich mich erholen. Ich bin froh, unbeschreiblich dankbar, daß sie und Perkeo mich so lieb haben. Und gelernt habe ich bei ihnen viel, eben, so Lebensdinge. Und eigentlich auch bei den Jungen, die haben einem ja oft gehörig gezaust. Aber jetzt bin ich froh. Man ist abgehärtet, wenn man viel mit Buben zusammen ist. Ich bin ganz dankbar dafür. Aber May war ja auch dabei. Ihre Mama ließ sie machen, was sie wollte, und ihr Papa war nie da. Eigentlich ihre Mama auch nicht. Da saß May und las Geschichten, und hatte ... Sie öffnete Claudias Brief, und die gleichmäßigen, dennoch willkürlich sich in die Reihe fügenden, oder nichtfügenden Buchstaben streckten lustig ihre Arme aus, oder duckten sich schalkhaft, oder schmiegten sich liebevoll an den Nachbarn. Wenn ich nur ihre Handschrift sehe, wird mir leichter. Liebes Herz, las sie. Acht Tage lang habe ich nichts von dir gehört. Immer noch ängstige ich mich um dich, was recht töricht ist. Erinnerst du dich, daß Tolstoi schreibt — ach nein, dies Buch hast du ja nicht gelesen — daß er sich bitter über die ewige Angst der Mütter um ihre Kinder beklagt, die dadurch sich und andern das Leben schwer machen? Gelt, so schlimm ist es nicht bei mir? Können wir Mütter dafür, daß wir behalten und behüten wollen, was wir lieben? Jedes Huhn beschützt seine Kücken. Dabei fällt mir ein, wie traurig und sorgenbeladen Mays Eltern sind. Ihre Mutter hat mich in diesen Tagen besucht. Sie will lieber mit mir von ihr reden, als ein Geheimnis zu bewahren, das sie doch nicht lange verbergen kann. Sie wissen nichts von ihr. Herr Seemann läßt May durch die Polizei unter der Hand suchen, doch wurde noch nicht die geringste Spur gefunden. Es ging ein Gerücht durch die Stadt, der Tennislehrer sei verheiratet, und Frau Seemann hat bitterlich geweint, als sie mir davon erzählte. Das ist nun ihr einziges Kind. Eigentlich ist es beinahe unglaublich, was Kinder ihren Eltern oft zuleide tun können, die doch nur Liebe wollten, und oft um der Kinder willen schlaflos blieben. Heute heißt es: Tiere kümmern sich auch nicht mehr um Vater oder Mutter. Wenn sie allein fressen können, gehen sie eben. Also so weit sind wir Menschen gekommen? Und das Gebot, Vater und Mutter zu ehren, steht doch beinahe am Anfang der Gesetzestafeln. Da denke ich lieber, wir Menschen seien eben noch viel zu weit zurück im Guten, um die Schmerzen der andern zu ermessen.

Alles, was du uns von deiner Reise erzählst, freut uns und beglückt uns. Wer ist das, der Wanderer, von dem du einmal schriebst? Ist das der Wanderbursche, den du damals trafst, als du zum erstenmal auf der Landstraße gingest? Aber du verwechselst oft die Namen, einmal nennst du ihn Ulrich und einmal Andreas. Er wird wohl zwei Namen haben? Sehr habe ich mich über deinen Aufenthalt im Pfarrhaus gefreut. Bitte Pfarrer Koller und seine Schwester, uns zu besuchen, wenn du sie wieder siehst. Vielleicht können wir ihnen ihre Freundlichkeit dir gegenüber vergelten. „Chömet's de cho yzieh", sagen die Bäuerinnen, wenn sie bei einer andern Kaffee getrunken haben. Ich habe dich herzlich lieb, mein Kleines. Deine Mama Claudia.

Jorinde las den Brief zweimal, um Claudias und um der traurigen Nachrichten willen, die May betrafen. Was sollte sie nur tun? Das kommt davon, wenn man keinen hat, der einem raten kann. Der Wanderer könnte mir gewiß helfen, der ist ja beinahe dreißig Jahre alt, da hat einer viel erfahren, und weiß von Polizei und Nachforschungen und auch vom Menschlichen. Aber ich darf ihm ja das von May nicht sagen, ich habe es ja versprochen. Was ist nun mehr wert, sein Wort zu halten, oder May in ihr Verderben laufen zu lassen?

Ich weiß es, aber ich will es noch von jemand anderem hören. Neulich erst sagte er, daß er mir jederzeit mit Rat und Tat zur Verfügung stehe. Ich könnte es auch dem Lehrer Handmann sagen. Aber den Andreas, den kenne ich besser. Sie ging in der Stube hin und her, nach ihrer Gewohnheit, und begann einen Brief an Claudia zu schreiben. Doch ließ sie ihn unbeendet liegen und lief herum und packte ihre Sachen zusammen. Darauf schrieb sie die Rechnung für Frau Klöpfer, und entwarf endlich ein Telegramm an Andreas Zumbrunn: Ich brauche Ihre Hilfe. Kann ich Sie morgen in Sonnental, fünf Uhr, in der „Traube" treffen? Jorinde Steffen. Nun wurde es ihr leichter zumute. Es fiel ihr ein, daß sie möglicherweise gar nicht genug Geld habe, um May wirklich zu helfen. Sie zählte ihren Sold, und fand, daß sie dreihundertsiebzig Franken besaß, daß sie aber einundsiebzig Franken an Frau Klöpfer abzugeben hatte für 8 Tage Pension und die Auslagen.

Es reichte. Reichlich. Am Ende aber gar nicht so reichlich, denn was konnten zweihundert Franken helfen? Aber mehr konnte sie nicht schicken, sie wußte ja nicht, wie es ihr weiter ergehen würde. Sie holte bei Herrn Klöpfer einen der dicken, gelben Umschläge, adressierte sorgsam ihren Brief an den genannten Schaffner, schrieb links in die Ecke die Zahl des zu versendenden Geldes und siegelte dreimal mit dem schönen Siegel, das Perkeo ihr zum Geburtstag geschenkt. Sie hatte es noch nicht oft gebraucht. Einen kurzen Brief an May hatte sie beigefügt und ging nun zur Post. Es war ihr erster Ausgang und sie atmete freudig die Morgenluft. Die Grippe rührte sich nicht mehr.

Am nächsten Morgen nahm sie Abschied von dem Ehepaar Klöpfer. Frau Klöpfer hatte ein Schmunzeln nicht unterdrücken können, als sie das Pensionsgeld in Empfang nahm. Eine anständige Jungfer, dachte sie, die weiß, was sich schickt. Der Lehrer schenkte ihr zum Abschied ein kleines Heft, das er verfaßt, und das ein Freund ihm gedruckt hatte, ohne die Kosten zu berechnen: Kleinigkeiten im Schulleben. Es handelte sich darin um die Möglichkeit, einen Schulbetrieb sparsamer zu gestalten, durch das Sammeln von Kreidestückchen, das Ausnützen der Tinte, durch rechtzeitiges Eingipsen herausgerissener Schrauben, durch sorgfältige Behandlung des Schwammes, kurz, von alledem, was wirklich als Kleinigkeit gelten konnte, nur waren es für Klöpfer keine Kleinigkeiten, sondern das Wichtige.

Eine Unterredung mit dem Wanderer.
Telegramme.

Wo findet man wieder so ein schönes Dorf wie Sonnental? Ein stattlicher Bauernhof nach dem andern, braungebrannt und überrieselt von roten und weißen Nelken? Wo gehen die Leute so sauber einher, und wem klirren die Göllerketten so unternehmend, wie den Sonnentaler Töchtern? Wo sitzen die Bauern so sicher im Rat, und leiten mit gewichtiger Miene das Schicksal ihrer anvertrauten Dorfgenossen? Und die Knechte neben ihnen, die zustimmen oder sich stemmen, ihre Meinung frei herauszusagen, und sich nicht zu fürchten brauchen, sind die überall zu finden? Und dann die Gärten voll Blumen wie im Paradies! Von den Schlangen merkte Jorinde nichts, wie es sich für ein so junges Ding gebührt.

Nicht umsonst trug Sonnental seinen Namen. Nach nächtlichem Regen glitzerten Bäume, Blumen und Wiesen, und die Sonne spiegelte sich in tausend hellen Tropfen. Es lachten die Gesichter der Kinder, die, sich jagend und neckend, zur Schule trabten. Es glänzten die glatten Rücken der Ochsen, die man zur Arbeit aus den warmen Ställen zog. Es leuchtete das grüne Dach des Kirchturmes, der, hoch auf einem Hügel gelegen, weit über das Tal hinaus ins Weite schaute.

Für Jorinde war es ein herrliches Gehen. Noch spürte man den frischen Duft der Erde, und war es auch schon wieder warm, ja bald heiß, so war es doch leicht zu wandern wie schon lange nicht mehr. Warum schien ihr heute alles schön und lieblich zu sein, was gestern schwer auf ihr lag? Warum schien es ihr, als schlage ihr Herz fröhlich und freue sich? Das Singen kam über sie und sie sang weiter, auch wenn ein Bauer oder eine Bäuerin an ihr vorübergingen und ihr ein „Grüeß — dich" zurief.

Mutter und Kind. — Zeichnung von Paolo

Sie sah aber das saubere Krankenhaus, still in den Wiesen gelegen; das große Schulhaus, das lockend — nein, lockend ist zu viel gesagt — aber fest und sicher die Kinder empfing. Die roten Backen der Buben und Mädchen zeugten davon, daß ihnen das Stillsitzen nicht zu viel Schaden getan. Und mitten im Dorf, stolz und stattlich das Gasthaus (seit zweihundert Jahren in der gleichen Familie), dessen Schild, eine mächtige, blätterumrankte Traube, herrlich geschmiedet und wie in Gold getaucht, in der Sonne glänzte. Der Sockel des Hauses war breit und schützte alle, die sich vor Sturm und Regen an die alte, erfahrene Hausmauer lehnten. Es schützte auch den Hofhund an seiner Kette, der sich nicht stören ließ, als Jo die steinerne Treppe hinaufstieg. Wegen einem jungen und dünnen Jüngferchen rührte er sich nicht von der Stelle, besonders da er ihr von weitem anroch, daß da keine Bettelei oder gar Dieberei dahinter und zu befürchten war. Jorinde schien es, als sei alles so ganz an seinem Platz, so fröhlich und zufrieden, so frisch und sauber, und sie staunte selbst über die Fülle von Freude, die ihr Herz heute durch das lachende Land trug. Wenn mir froh zumute ist, dachte sie, was brauche ich nach den Gründen zu forschen, warum das so ist? Ich bin ja Gott sei Dank kein Philosoph. Ich will nur wissen: es ist so. Das ist mir genug. Sie stand unter der geschnitzten Eingangstüre. Es roch so sauber im dunkeln Flur. Schien es ihr nicht, als hörte sie die Küchlein in der Pfanne prazeln? Und hörte sie nicht den Mühlebach hinter dem Haus murmeln? Den Bach, aus dem die Wirtin die berühmten Forellen holte, die man abends speisen würde? Ach, ich habe Hunger, lachte Jo vor sich hin, darum habe ich Visionen von brauen im Fett gebackenen Apfelküchlein und von zarten Forellen. Aber sie schnupperte weiter und gelangte in das Gastzimmer, in dem die Fliegen mit Heimatrecht an der Diele summten, denn es war still in dem Saal und niemand da. Im Augenblick ihres Eintretens erhob sich aber ein Mann am andern Ende des großen Raumes, und Andreas Zumbrunn kam auf Jo zu, und war mit zwei langen Schritten neben ihr. Und er und sie streckten sich die Hände entgegen, und drückten sie mit ehrlicher Freude. Gerade so sollen zwei Menschen sich begrüßen, und sich mit lachenden Augen ansehen.

„Ich bin froh, daß Sie da sind", sagte Jorinde. „Es ist so furchtbar notwendig, daß Sie mir raten."

„Mit Freuden, wenn ich kann. Aber ein Orakel bin ich nicht."

„Ach, ein Orakel! So ein griechisches Ding! Und was ich wissen muß, das hat auch ein Orakel nicht wissen können."

„Wenn ich es nur herausfinde", sagte Andreas. „Ich werde mir Mühe geben. Aber hier können wir nicht bleiben. Es ist Ihnen ein gutes Zimmer oben bereitgestellt worden, möchten Sie das vielleicht zuerst sehen und Ihren Rucksack ablegen?"

„Doch. Gern. Aber warum — kommen Sie nur mit. Warum wollen Sie unten bleiben?" Die Wirtin kam herein und begrüßte Jorinde und begleitete sie die Treppe hinauf. Sie lächelte, denn sofort kam ihr der für eine Wirtin natürliche Einfall, die beiden seien ein Liebespaar. Sie konnte sich nicht helfen, sie mußte eine kleine, darauf zielende Bemerkung machen. Jo sah die Frau erstaunt an.

„Man wird doch noch zusammen ein Zimmer ansehen dürfen, ohne gleich für ein Brautpaar zu gelten? Sehen Sie sich doch den Herrn an? Er ist ja über dreißig." Andreas lachte, das heißt, er lachte, weil ihn Jos Ausspruch komisch dünkte, nicht, weil er ihn freute. Die Wirtin ging kopfschüttelnd, denn sie war eine große Ehestifterin, und im Lande herum dafür berühmt. Ehrbare Brautleute bevorzugte sie, wenn sie es aber nicht waren, bediente sie sie mit der gleichen Freude und der gleichen Neugier.

„Ich habe nicht gewußt, daß ich so alt wirke", sagte oben Andreas zu Jo.

„Alt nicht, nein, nicht alt. Aber doch reichlich — über jung hinaus. Ich kenne gar keine älteren Herren. Natürlich Onkel Basil ausgenommen. Aber der ist einer, der das Heiraten verpaßt hat und selbst schuld ist. Der will Tennis spielen und in seinem Klub essen und so. Aber meine Freunde sind alle jung. Wir waren doch zusammen auf dem Gymnasium und gehen zusammen zum Skilaufen." Jo hatte sich während dieser Rede aus dem Fenster gebeugt, wandte sich nun zurück und sagte glücklich:

„Alles ist so schön und macht einen so froh. Sie nicht auch?"

„Doch", sagte Andreas. Aber es klang gedämpt. „Wollen wir hier bleiben und über das sprechen, was Ihnen auf dem Herzen liegt, oder wollen wir eine Vietelstunde weit gehen bis nach Bachletten und dort in einem Garten mit hohem Buchs und Taxushecken unsern Kaffee trinken? Oder sind Sie müde?"

„Ja, ich bin müde. Aber das vergesse ich bald, weil mir alles so gefällt. Ja, wir wollen in den Garten gehen, und unterwegs erzähle ich Ihnen, was ich erlebt habe, seit wir uns zum letzten Mal gesehen haben." Jo ließ ihren Rucksack unausgepackt, wusch sich die Hände, und lief die Treppe hinunter. Sie beschrieb nun das Klöpferpaar, den Sturm, der sie beinahe in das Haus und Netz des verdächtigen Herrn Roland gebracht hätte, und ihre Grippezeit.

„Daß Sie mich da nicht gerufen haben", rief Andreas. „Ich hätte Ihnen doch manches leichter machen können."

„Nicht Ihr Ernst? Daß Sie auch die Grippe erwischt hätten! Das ist mir nicht im Traum einfallen. Jetzt kann's doch nicht mehr ansteckend sein?" Und sie machte zwei große Schritte nach rechts, um mindestens drei Meter zwischen sich und ihrem Freund zu lassen.

„Nun gehen wir wieder auf der Landstraße zusammen", sagte Andreas. „Und das Mädchen aus der Fremde geht neben mir. Das macht mich glücklich."

„Mich auch", sagte Jo vergnügt. Aber ihr Wanderer hätte es lieber gehört, wenn sie diese paar Worte gedämpft, zart, nicht so lustig und vergnügt ausgesprochen hätte. Und richtig hieß es gleich darauf:

„Wir waren auch immer so vergnügt, wenn wir Skifreunde zusammen Skilaufen gingen. Je mehr Schnee, je vergnügter. Jetzt kann ich nicht sagen: je mehr Staub, je vergnügter. Ich sage: je kürzer der Weg, je vergnügter. Sie mit Ihren langen Beinen haben gut weit laufen." Sie lachte und Andreas auch, aber nicht so laut, denn er sagte sich, daß Jo nicht von seinen langen Beinen gesprochen hätte, wenn sie ihn zum Beispiel sehr nett fände, oder sehr lieb, oder sonst etwas Gefühlsmäßiges. „Lange Beine" klingt unglaublich objektiv. Aber was für ein reizendes — nein, ein köstliches Ding ist sie doch. Reizend sagt zu wenig, und reizende Mädchen gibt es viele. Ja köstlich.

Sie hatten ihr Ziel erreicht und fanden in dem stillen Garten einen schattigen Platz, mit einer Bank, einem Tisch mit gelbgestreiftem Deckchen, und einem alten, mächtigen Kastanienbaum, der seine väterlichen Aeste über sie ausstreckte. Das war nötig, denn es war erst vier Uhr und die Sonne holte nach, was sie gestern versäumt hatte. Jo bestellte sich Kaffee, und Andreas folgte ihrem Beispiel.

„So Kaffee, wissen Sie", sagte Jo mit dem Ausdruck höchster Bewunderung. Und plötzlich seufzte sie. May fiel ihr ein. May, die sie beinahe vergessen hatte. Andreas fragte sogleich, ob sie nun nicht über die sie bedrückende Sache reden möchte?

„Ja", sagte Jorinde. „Das möchte ich gerne. Aber es ist da ein großes Hindernis. Ich habe meiner Freundin versprochen, zu keinem Menschen von dieser unglücklichen Sache — sie sagte, es sei Glück — zu reden. Ich habe es versprochen, aber nun sind Ereignisse eingetreten — es scheint mir, schlimme Ereignisse — und nun weiß ich gar nicht, was ich tun soll. Ob ich Ihnen das sagen soll? Aber allein weiß ich mir nicht zu helfen, weil ich nicht weiß, was richtig ist."

„Könnten Sie sich nicht denken, ich sei gar nicht da, und Sie erzählten alles diesem alten, ehrwürdigen Baume?"

„Das kommt mir vor, als lüge ich mich selber an. Das kann ich nicht. Es ist aber eine schlimme Sache, und meine Freundin ist in Gefahr, und ... wenn nichts geschieht, so ist sie ganz sicher in Gefahr, und ..."

„Sagen Sie mir alles", bat Andreas. „Ich schweige. Vielleicht retten Sie Ihre Freundin. Ich kann mir ja denken, daß da eine Liebesgeschichte dahintersteckt, also ein Mann, und da ist es immer besser, man sei zu vorsichtig." Jo sah ihn verstört an.

„Jetzt sagen Sie genau das, was ich denke. Das ist so bei meinen Skifreunden, daß kein Mensch an solche Dinge denkt, an solche Liebesgeschichten. Darum habe ich sie alle so gern. Da fällt das weg. Soll ich es Ihnen sagen?" Sie zögerte und sah ihn unschlüssig an. „Ja. Ja, ich sage es Ihnen." Ihr Instinkt, auf den sie sich meistens verlassen konnte, war mit ihr einverstanden.

„Ich weiß schon, daß ich Ihnen vertrauen kann. Sie sehen aus, wie einer der schweigt, wenn's nötig ist." Und Jorinde erzählte langsam und oft gehemmt. Das Gesicht von Andreas Zumbrunn spiegelte die Bedenken, die ihm mehr und mehr bedrohlich vorkamen. Ohne Zwischenfrage hörte er zu. Als Jo geendet, entschied er ohne Zögern, daß die Eltern dieses jungen Mädchens sofort unterrichtet werden müßten.

„Sie müssen den Brief in dieser Stunde noch — heute abend noch — absenden. Die Adresse des Schaffners, der das Schreiben weitergeleitet, wird der Polizei ein wertvoller Fingerzeig werden, um die beiden zu ermitteln. Mag der Schmerz der Eltern noch so groß sein, der Zorn Ihnen gegenüber noch so ungerecht, Leid und Trauer Ihrer Freundin noch so tief, sofort muß gehandelt werden. Es kann ja sein, daß des jungen Mädchens Leben bereits verdorben ist. Die Welt — und nach dem, was Sie mir von dem Kreis Fräulein Mays erzählen — gehört sie zur Welt, die Abenteuer ungern verzeiht, gar nicht aber dann, wenn das arme Geschöpf Mutter werden sollte." Jorinde sah ihn an.

„Deshalb habe ich mich so geängstigt. Und darum dachte ich, daß, wenn ich auch Mays Geheimnis preisgäbe, ich es dennoch tun müsse. Also den Eltern schreiben? Oder meinen Eltern? Oder Onkel Basilius, daß er es tue?"

„Ich glaube, ich würde an Ihrer Stelle selbst schreiben. Es ist das Naheliegende, da Sie ja Mays Vertrauen besitzen. Sie haben dadurch, daß Sie Ihren Onkel veranlaßten, den Entführer zurückzuhalten, alles getan, was in Ihren Kräften stand. Daß Sie Ihr Wort brechen müssen, hat augenblicklich nichts zu sagen.

Fortsetzung folgt.